

COPYRIGHT: Ghostwriters Schreibstube und teilweise die jeweiligen Auftraggeber. Jegliche Verwendung, auch als Anleihe oder auszugsweise Nutzung ist nach UrhG verboten und zieht rechtliche Schritte nach sich. Wir ahnden ungeachtet der Kosten und des Aufwands jegliches Rechtsvergehen. Hinweis: Durch kopiertes Einfügen in eine neue Formatierung können sich Schreibfehler ergeben. Diese Textproben wurden nicht mehrmals geprüft und korrigiert.

Auszüge einer Autobiografie mit dem Untertitel:
Schicksalsjahre im Schwarzwald - ein nicht selbstbestimmtes Leben

Die Zeiten haben sich seit meiner Kindheit in vielen Bereichen gewandelt, ganz besonders technisch und medizinisch. Zwischenmenschlich und gesellschaftlich erscheint mir jedoch heute manches noch so wie damals, als ich am 9. Januar 1952 nicht nur mitten hinein in das zerbombte Deutschland geboren wurde, sondern auch in die dörfliche, religiös geprägte Gesellschaft des Markgräfler-lands, wo nicht nur der Wald schwarz und düster war.

Mein Geburtsort Auggen liegt im Markgräflerland am Rande des Schwarzwalds. Die Region grenzt im Westen an Frankreich und im Süden an die Schweiz. Doch Kontakte zu den Nachbarn gab es kaum und bis heute hat sich kein französischer oder Schweizer Lebensstil über die Grenzen eingeschlichen. Man blieb und bleibt lieber unter sich. In Auggen, Mühlheim, Schliengen oder später auch im Münstertal wurden selbst Leute aus den naheliegenden Städten Lörrach, Weil am Rhein oder aus dem Breisgau als zugereiste Fremde argwöhnisch betrachtet. Selbst die Höhenunterschiede machen aus Einheimischen kurzerhand „die von oben“ oder umgekehrt „welche von unten.“ Die goldene Mitte ist schwer zu bestimmen. Die Abgeschiedenheit meiner Heimat ohne nennenswerte Industrie trug dazu bei, dass die Region nicht im Bombenhagel des Weltkriegs verdampfte, wie so viele andere Städte und Gebiete. Hitler hatte zwar auch im Hochschwarzwald eine Basis, die „Tannenberg“ hieß, doch glücklicherweise kam er nur einmal zur Einweihung im Jahr 1940.

Meine Eltern erlebten die Auswirkungen des verheerenden zweiten Weltkriegs und ich habe den Eindruck, noch immer lernten die Leute nichts aus der Vergangenheit. Wieder ist ein Krieg in Europa entbrannt und erneut sterben Menschen, Kinder verlieren ihre Väter und Frauen müssen alleine für das Überleben der Familie sorgen. Heute werden alleinstehende Mütter zwar nicht mehr derart im Stich gelassen wie zu Zeiten meiner Eltern, aber noch immer sind sie nicht uneingeschränkt gesellschaftlich angesehen.

Das Kriegsende machte trotz enormer Lebensleistungen nichts wirklich besser. Frauen hatten keine Rechte, sondern nur Pflichten. In der Ehe waren wir der männlichen Willkür ausgesetzt, aber ohne Tauschein durfte unsereins froh sein, von der Gesellschaft geduldet zu werden, was als alleinerziehende Mutter noch weniger der Fall war. Trotz ihrer schwierigen Lebenssituation packten insbesondere Frauen an. Sie wuselten sich und ihre verbliebenen Angehörigen aus manchem Schlamassel und sorgten für ein bemerkenswert schnelles Voran-kommen der jungen Republik.

Aber ob Schule, Bildung oder Beruf: Frauen durften zu meiner Zeit nichts selbst entscheiden, obwohl sie es waren, die das Land wieder aufbauten. Sogar ein eigenes Bankkonto war ohne Erlaubnis des Gatten nicht gestattet. Selten suchten sich Mädchen den Mann eigenständig aus, noch seltener heirateten sie aus Liebe. Und wurden sie dann endlich „unter der Haube“, waren damit keine nennenswerten Vorteile verbunden. Lediglich der Magen wurde gefüllt, sie hatten vier Wände und das Ansehen stieg auf ein erträgliches Maß. Hintern den Wohnungsfenstern spielten sich zahlreiche Dramen ab, von denen man „draußen“ nichts wissen wollte. Kindern und Jugendlichen erging es kaum besser. Häufig blieben sie von Gewalt in der Familie, im Klassenzimmer oder während der Lehrzeit ebenfalls nicht verschont. Eine Tracht Prügel oder

schallende Ohrfeigen gehörten zur Erziehung und der Ausbildung nicht nur dazu, sondern galten als „Erziehungskompetenz.“

Welcher Berufsweg gewählt wurde, entschied einzig der Mann im Haus oder bei seiner Abwesenheit das „ranghöchste“ Familienmitglied.

Gleichberechtigung: Pustekuchen.

Wir „Weiber“ gehörten an den Herd, durften die Kinder gebären und sollten unseren Männern in jedem Lebensbereich und zu jeder Stunde dienen. Davon abgesehen waren die Zeiten in den 50-er bis in die 60-er Jahre hinein armselig und schwierig. Ausreichend bezahlte Arbeit gab es selten. Sozialleistungen im heutigen Stil führte man erst viel später ein. Zudem waren die meisten Häuser größtenteils zerstört, oftmals wohnte man in alten oder herunter-gekommenen Bruchbuden und in provisorisch reparierten Wohnungen. Neubauten waren genauso wie manche Lebensmittel Mangelware. Das Elend war überall sichtbar. Die Menschen lebten in ständiger Not, oft in Großfamilien auf engstem Raum.

All das fiel mir als Kind natürlich nicht auf und über vorenthaltene Rechte dachte ich nicht eine Sekunde lang nach. Dafür hatte ich auch keinen Moment Zeit, denn ich durfte und konnte mich nur mit den vielen Aufgaben beschäftigen, die mir meine Großmutter auftrug. Ungnädig und herrisch wie einst Kaiser Wilhelm hatte Wilhelmine das Kommando übernommen. Meine Eltern Luise und Erich Winkler kamen vor lauter gering bezahlter Arbeit selten dazu, mit ihrer Tochter Zeit zu verbringen. Und auch sie trauten sich lange nicht, Luisens Mutter zu widersprechen.

Von Kinderrechten war damals ohnehin keine Rede. Wir „Gören“ hatten zu gehorchen. Das war ein ungeschriebenes Gesetz. Schläge als Strafe oder „Motivation“ waren zu Hause, in der Schule oder beim Lehrherrn üblich. Da mischte sich niemand ein, ganz im Gegenteil, wer körperlich züchtigte, galt als „erziehungskompetent.“

Somit ist es wenig verwunderlich, dass Kinder und Jugendliche damals nicht seltener, sondern häufiger als heute sexuell missbraucht wurden. Darüber wurde nicht gesprochen. Geschweige denn Prozesse geführt.

Früh begann das, was Erwachsene als den „Ernst des Lebens“ bezeichnen. Eine klassische Kindheit erlebten die wenigsten. Sogar die Lebensjahre vor der Einschulung verliefen zumeist weder fröhlich noch sorglos. Wir mussten schon in jungen Jahren arbeiten, was weit über ein Helfen im Haushalt oder auf dem Bauernhof hinausging. Das Leben in Armut war knochenhart, voller Entbehrungen und ungerecht. Sicherlich nicht für alle Menschen, denn jedes Leben verläuft anders, aber meine schrecklichen Erlebnisse prägten mich nachhaltig. Manchmal scheinen sie mich zu erdrücken und viel zu selten kann ich sie für kurze Zeit aus dem Kopf verbannen. Meine Kindheit hatte nichts mit glücklichen Jahren zu tun und als junge Frau erging es mir nicht besser. Wenn man mir als Teenager gesagt hätte, ich würde mal einen Bäcker heiraten und später selbstständig arbeiten, die Läden führen und als Geschäftsführerin Verantwortung übernehmen, nein, was für ein Quatsch. Das war undenkbar.

„Nie heirate i`a Bäck! Und nie werd i selbstständig!“, lautete mein fester Entschluss, als ich gezwungenermaßen als Teenager die Lehre zur Einzel-handelskauffrau im Bäckereigewerbe antrat.

Die Großmutter, bestimmte Umstände und das Schicksal schubsten mich auf Pfade, die ich nicht gewählt hätte. Diese „Schubserie“ begann mit meiner Geburt und war über all die Jahre mit Leid, Kummer und auch mit Schmerzen verbunden. Heute weiß ich, dass es meiner Mutter nicht besser erging.

Meinen Vater lernte sie bei ihrer Arbeit im Gasthaus „Rebstock“ kennen, wo er als Soldat mit einem Kameraden einquartiert war. Sie verliebte sich aber zunächst nicht in meinen späteren Papa, sondern in seinen feschen Freund. Mit ihm verlobte sie sich, doch ausgerechnet in den

letzten Kriegstagen musste er nochmals an die Front und kam nicht zurück. Das wird ein grausamer Schicksalsschlag für meine Mutti gewesen sein.

Sein Gefährte hatte mehr Glück und kam unverletzt nach Hause. Erich tröstete Luise und es entwickelte sich eine gegenseitige Zuneigung, die zur Hochzeit führte. Das junge Paar kam dann irgendwie mehr schlecht als recht über die Runden, so wie viele andere Pärchen auch. Erst später erfuhr ich, dass mein Vater körperlich unversehrt unter seelischen Qualen litt. Nicht nur wegen seiner Erlebnisse an der Front, sondern weil seine Stiefmutter alles, was ihm gehörte, verbittert weggeworfen hatte. Davon überzeugt, er würde nicht nach Hause zurückkehren, hatte sie alles entsorgt. Er besaß nichts mehr. Keine Hose, kein Hemd, keinen Mantel, all seine Sachen waren auf dem Müll gelandet oder verschenkt worden. Sogar die Dinge aus seiner Kindheit. Das hat er ihr nie verziehen. Seine richtige Mutter, zu der er immer einen herzlichen Kontakt pflegte, konnte es nicht verhindern. Sie erfuhr es zu spät.

Diese seltenen Augenblicke habe ich alle abgespeichert.
Leider auch die grausamen Stunden.

Kapitelwechsel:

Später wünschte ich mir, Huber hätte sich dabei das Genick gebrochen, dann wären mir die fürchterlichsten Erfahrungen meiner Jugend erspart geblieben.

Es dauerte nur wenige Monate, bis Emil Huber seine wahren Beweggründe auslebte, für die er mich eingestellt hatte. Ich war erst 16 Jahre alt, als er mich an einem Mittwochnachmittag zu sich ins Büro bestellte. Der Laden war geschlossen und seine Frau in Freiburg beim Friseur.

Der Vorwand und was er beim ersten, aller noch folgenden schrecklichen Erlebnisse erzählte, habe ich verdrängt. Die Tat jedoch kann ich unmöglich vergessen. In seinem Büro fummelte der 58-jährige zielstrebig an mir rum und als ich mich zierte, drohte er mit Abbruch der Ausbildung und das ich nirgendwo mehr einen Job bekommen würde, wenn ich nicht mitmache. Ich solle mich nicht so anstellen. „Niemand wird dir Göre glauben, also halte die Klappe, wenn du deinen Ausbildungsplatz behalten und die Prüfung bestehen willst“, mahnte er herzlos und ich wusste, er hat Recht. Meine Machtlosigkeit war fast noch schlimmer als das, was er mit mir machte. Ich roch seinen schlechten Atem, als er seine korpulente Statur keuchend über mich brachte und sein Ding in mich hineinbohrte.

Wie in Trance ließ ich es geschehen.

Erbarmungslos raubte er mir brutal die Unschuld. Es war die ungeheuerlichste, zuvor undenkbarste Tat, die jenseits meiner Vorstellungskraft geschah.

Ich fühlte mich wehrlos, ohnmächtig und weinte schluchzend. Es war fürchterlich. Er ließ nicht von mir ab, Jammern und Flehen war sinnlos. Die Vergewaltigung und alles drum herum erlebte ich in Schockstarre.

Wie kann ein Mann dabei irgendein Vergnügen empfinden?

Beraubt, misshandelt und fürs Leben gezeichnet, verließ ich danach sein Büro. Wem sollte ich es erzählen? Wer würde mir glauben und helfen? Der bekannte Bäckermeister Huber, angesehenes Mitglied im Gemeinderat und in der Handwerksinnung. Nein! Der tut so was nicht. Meine Anschuldigung wäre schlimm gewesen, aber nur für mich, nicht für ihn. Er hätte genügend Argumente gefunden, warum ihn das „dumme Ding vom Land“ beschuldigt. Ich sah damals keine Chance für mich. Weder meine Eltern, noch die Polizei hätten mich ernst genommen.

Frauen waren damals nur Mittel zum Zweck. Den Straftatbestand der Vergewaltigung und des sexuellen Missbrauchs Schutzbefohlener gab es, aber mir ist nicht bekannt, dass solche Taten bei uns jemals verhandelt wurden. Bei uns zeigte man sich nicht gegenseitig bei der Polizei an und schon gar nicht wegen „sowas“.

Als Auszubildende wäre ich gegenüber einem solch beachteten erwachsenen Mitglied der Gesellschaft nicht glaubwürdig gewesen. Wäre es bekannt geworden, hätte meine Familie

wegziehen müssen. Selbst wenn mir meine Eltern geglaubt hätten, was sicherlich nicht der Fall gewesen wäre. Niemand hätte sich auf unsere oder meine Seite geschlagen. Wir ständen allein, gebrandmarkt und ausgestoßen, da war ich mir sicher. Die Vergewaltigung brachte mich völlig aus dem Gleichgewicht. Ich haderte mit meinem Leben und dachte sogar daran, es zu beenden. Die nächsten Jahre erlebte ich als nicht endenden Albtraum, denn es blieb nicht bei diesem einen Mal des sexuellen Missbrauchs. Es wurde zur widerlichen Routine als unendliches Martyrium.

Manchmal musste ich Huber auf seinen Fahrten zu geschäftlichen Besprechungen oder bei anderen Gelegenheiten begleiten. Dann geschah es im Wald, einmal sogar auf dem nassen, dreckigen Boden. Das störte ihn trotz des feinen Zwirns nicht, denn er hatte sich schick gemacht und wie immer, wenn er Eindruck schinden wollte, einen dunklen Anzug mit einem teuren hellblauen Hemd angezogen. Dann wieder passierte es bei ihm zu Hause, wenn seine Frau Elisabeth in Freiburg oder weiß der Geier wo war. Ich kann es nicht erklären, aber irgendwie nahm ich es hin. Er benutzte nie ein Kondom und nachdem meine Regel drei angstvolle Monate ausblieb, erzählte ich es ihm.

„Ach was, da täuscht du dich“, war das Einzige was er dazu sagte. Es schien egal zu sein oder er glaubte mir tatsächlich nicht. Viele Nächte habe ich schlaflos geweint und zu Gott gebetet, dass ich kein Kind in mir trug.

Ich hatte aber Glück im Unglück. Nach 11 oder 12 Wochen quälenden Wartens entdeckte ich an einem denkwürdigen Tag in der Toilette etwas, dass die Form eines Fötus hatte. Auch ohne genaues Wissen begriff ich, was passiert war. Mit alldem musste ich alleine klarkommen, darüber reden war nicht möglich und das Scheusal kümmerte sich einen feuchten Kehricht um mein Schicksal. Zumindest kam daraufhin wieder meine Regel, aber meine verletzte Seele veränderte mich. Ich war nicht mehr die unbeschwerte Jugendliche, die im Leben etwas erreichen wollte. Nur eines war gewiss: Ich wollte so schnell es ging weg, weit weg vom perfiden Bäckermeister Emil Huber.